Irrwege

Von M. Engelhardt.

(Nachdruck verboten.)

Hochsommer war's. Das Korn stand auf den Feldern, Sommerblumen entsandten ihre süßen Düfte und die Bäume wiegten sich im Winde.

Im Grunde rauschte das Wasser, es trieb ein Mühlrad, an den Speichen blitzten die zerstiebenden Tropfen, sie funkelten wie Diamanten in dem r ßen, stillen Sonnenschein.

Die Mühle, die hier im Schatten der Linden lag, wie die ganze Umgebung, bot ein Bild des Friedens.

Friedlich und stille war es in der großen Wohnstube, dämmrig und kühl. Altehrwürdiges Holzgetäfel bekleidete die Wände, und alt und ehrwürdig war der Hausrat, der schon vielen Geschlechtern gedient hatte.

Die Frau des Hauses, die Müllerin, stand am Fenster und sah dem dahinrollenden Wagen nach, der auf der Landstraße sichtbar war. Sie verfolgte ihn mit ihren Blicken so lange, bis er bei einer Biegung derselben entschwand, dann wandte sie sich mit einem tiefen Seufzer ab; ihren Augen entquollen Tränen und ihre Hände falteten sich, sie trat vor das Bild des Gekreuzigten und betete für das Heil des Sohnes, der soeben das Vaterhaus verlassen, um in der neuen Welt allein den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Dann ging sie getröstet ihrer Tagesarbeit nach und niemand, der in diese ruhigen, klaren Augen blickte, ahnte, welch' tiefen Schmerz der Abschied von ihrem Einzigen ihr bereitet hatte.

Johannes, dem diese Tränen und Gebete galten, fühlte nichts von Trennungsweh, sein Herz schwellte frohes Hoffen, golden lag die Zukunft vor ihm. Amerika war das Land seiner Sehnsucht, seiner Träume, und jetzt hatte er die Reise angetreten, drüben über dem Ozean wollte er sein Glück finden.

„Ohm", wandte er sich an seinen Begleiter, der ihm das Geleite bis zur nächsten Stadt gab, „Ohm, ich danke Euch, daß Ihr ein gutes Wort bei der Mutter für mich gesprochen habt, daß sie mich endlich ziehen ließ."

„Du irrst, Johannes, wenn du glaubst, ich wäre dein Fürsprecher gewesen, deine Mutter wie ich, waren einig, dich nicht aufzuhalten, nachdem du den dir von Gott vorgeschriebenen Weg nicht gehen wolltest! Der gerade Weg ist immer der beste — dein gerader Weg wäre gewesen, nachdem du von der Wanderschaft zurückgekehrt warst, dein Erbteil, die Mühle, zu übernehmen und deiner Mutter ein Trost und eine Stütze im Alter zu sein; auf dich setzte sie ihre Hoffnung, als dein Vater das Zeitliche segnete — nun muß sie diese Hoffnung begraben — und dieser Weg ist ein Irrweg, Johannes, auf ihm findest du nicht das Glück."

„Ohm, das sind veraltete Ansichten, sie passen nicht mehr für unsere Zeit. Die Wanderjahre sind für mich nicht umsonst gewesen, ich habe draußen gesehen, daß Geld Macht ist; hier auf der Mühle erwirbt man sich keinen Reichtum. Mühsam im Schweiße seines Angesichts, baut man sein Brot, mühsam bringt man im besten Falle einen Taler zu dem andern. Ich will nicht an der Scholle kleben, bei diesem mühseligen, ewigen Einerlei würde meine Kraft versiechen und dieses trieb mich fort; mir im Fluge ein Vermögen zu erwerben, Gold auf Gold zu häufen, das ist mein Ziel!"

Der Ohm schüttelte bedächtig die weißen Locken, sein Blick war voll milden Ernstes, als er sagte: „Johannes, was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele — und vielleicht jagst du auch nur einem Trugbilde nach, einem Schatten, der unter der Hand vergehet, denn das Glück ist launenhaft und unbeständig, die so eifrig ihm nachjagen, die flieht es, des Herrn Segen ist es, der macht reich ohne Mühe."

„Ich werde es aber erringen, Ohm, und es wird sich an meine Fersen heften! Frost und Hitze, Hunger und Durst will ich leiden, in meine Augen soll kein Schlaf kommen, die härteste Arbeit soll für mich ein Kinderspiel sein, bis es mein ist! Zehn Jahre meines Lebens werden in dieser Weise vergehen, doch was sind zehn Jahre? Eine Spanne Zeit — einerlei, ob sie für uns gut oder böse war, sie ist vorüber — wenn nur goldnen Lohn sie brachte! Sieh zurück Ohm, dort, die Waldung, die wie ein dunkler Streifen am Horizonte sichtbar ist, sie grenzt an unsere Felder, und die besten Wiesen schließen sich ihr an, die ganze Gemarkung, sie muß mein werden, so weit das Auge reicht. — Die Mühle reiße ich nieder und baue eine andere, eine Kunstmühle auf, sie soll die schönste und beste im Lande sein. In wenigen Jahren soll eine Bahn nach L. gebaut werden, ich lasse von der Station bis zu meiner Mühle die Strecke herstellen, um den Transport zu erleichtern und Zeit und Kräfte zu sparen; auf diese Weise kann ich meinen Kunden das Mehl billiger liefern, sie erhalten dazu noch ein vorzügliches, denn darein werde ich meinen Stolz setzen, meine Ware wird die gesundeste sein, die Bestellungen mehren sich mit jedem Tage; — was der Bau der kleinen Bahnstrecke gekostet hatte, diese Ausgaben sind längst gedeckt, Gewinn häuft sich auf Gewinn, mein Reichtum mehrt sich mit jedem Tage, Ja Ohm, lasset mir nur 10 Jahre Zeit und ich kehre zurück, Ihr seid noch rüstig, Ihr und die Mutter, die kaum in der Mitte der Fünfziger steht, und ehe Ihr die Last der Jahre fühlt, trete ich an Eure Stelle, dann werde ich Euch und der Mutter Mühen und Sorgen mit Gold aufwiegen, keinen Fuß soll die Gute mehr auf die Erde setzen, in einer Kutsche mit weichen Polstern soll sie fahren, und was ihr Herz begehrt, soll ihr werden."

Der Ohm machte eine abwehrende Bewegung, „Die Augen deiner Mutter sahen nie nach hohen Dingen. — Der reiche Grundbesitzer Veit bot ihr dies alles schon vor 30 Jahren an, wenn sie sein Weib würde, und er hielt es nicht für möglich, daß er bei der armen Schullehrerstochter eine Fehlbitte tun würde, denn der Gehalt unseres Vaters war knapp, daher gab es schmale Bissen bei uns 8 Geschwistern, und gar manchem Vater wäre ein solcher Freiersmann willkommen gewesen; aber er und meine Schwester dachten anders, sie fragten nicht, was er hat? — sondern, wie er ist? und sie taten wohl daran, Veit ergab sich dem Trunk und Spiel, sein Geld und Gut zerrann, er kam von Haus und Hof — frage ihnen nach, den Gottlosen, sie sind wie Spreu, die der Wind verstreut, ihre Stätte kennt man nicht! Es war kein glänzendes Los, das dein Vater seiner jungen Frau bieten konnte, als er sie heimführte, eine halbverfallene, verschuldete Mühle, die Aecker zertreten und zerstampft von dem Kriegsheere, das darüber zog, kein Halm, kein Gras, soweit das Auge reichte, ödes, leeres Land, ausgesaugt von der siegreichen Armee Napoleon Bonapartes; in dieser Zeit gründeten sie ihren Hausstand, und wahrlich, sie ließen es sich sauer genug werden, aus Trümmern und Schutt sich aufzubauen; doch mit Gottes Hilfe gelang es ihnen. Sie hatten aber noch einen besonderen Segen in der Mühle, und das waren deines Vaters alte Eltern, die hegten und pflegten sie wie ihr bestes Kleinod, und als diese heimgingen, da blieb der Segen beim Hause, ja er verdoppelte sich. Die Mühle konnte aufgebaut werden, die Schuld, sie war getilgt, denn man genoß jetzt wieder die Segnungen des Friedens, ein Acker nach dem andern wurde erworben, das Gut mehrte sich. Ist es auch kein reiches Besitztum, das dein Vater hinterließ, es nährt seinen Mann, wenn er fleißig die Hände rührt, denn es liegt eine große Wahrheit in den Worten des Dichters: Was du ererbt von deinen Vätern, halt es wert, erwirb es, um es zu besitzen. Was geht über das Glück, eine feste Heimstätte zu besitzen? Ein Stückchen Erde, das man sein nennt, das auf Kinder und Enkel als angestammtes Eigentum sich vererbt und darauf ein echter glücklicher Mensch zu sein? Ach, gar mancher achtet seines Wertes nicht und läßt sich blenden durch ein Truggebilde, bis er nach dornenvollem Pfad und manchem Irrgang den Weg nach Hause findet. Möglich, Johannes, daß auch du dies Schicksal teilst — ich werde für dich beten!" —

Fortsetzung folgt.

Morgengebet

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr überm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit;
Zerschlag mein Saitenspiel und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

von Eichendorff.

Vom Lebenskampf

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen.
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bisse gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

(Goethe.)

Nach Ruh sehnt sich die Menschenbrust vergebens;
Erkämpft will sein, was hoher Sinn begehrt.

(Eichendorff.)

Wo lange äußere Ruhe herrscht, da nistet sich gern das Laster ein. Meeresstille ist oft gefährlicher, als der gefährlichste Sturm. Der schlimmste Feind ist — keinen haben.

(Ignatius von Loyola.)

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 34 Sonntag, den 24. August Jahrgang 1930

St. Augustin, der große Prediger von Hippo

Zu seinem 1500. Todestage am 28. Aug. 1930

St. Augustin, uns meist nur durch die unvergleichlichen Bekenntnisse bekannt, war nicht nur der große Bekenner und Gottesgelehrte, sondern auch ein wahrhaft großer Prediger. Heinrich Hubert Lesaar, ein sehr guter Augustinuskenner, schildert ihn in seiner neuen, ausgezeichneten Augustinus-Biographie (313 Seiten, Leinen 7.50 RM, Verlag Kösel u. Pustet, München) mit folgenden treffenden Worten:

Das christliche Volk hungerte nach dem Brot der Wahrheit. Augustin bereitete es ihm aus den reichen Schätzen, die aufgespeichert lagen in der Heiligen Schrift, in Philosophie und der Menschheitsgeschichte. Das kostete ihn viel Zeit und Mühe. Mit Hingabe und Begeisterung brach er der andächtig lauschenden Gemeinde das köstliche Brot in Predigt und Katechese. Nicht nur an Sonntagen und Festen tat er es. Es gab Wochen, wo er täglich, nicht selten zweimal am Tage, von dem Lehrstuhle aus sprach. Oft genug war er dabei von seinen sonstigen Arbeiten körperlich ganz erschöpft und ermüdet. Auch war manchmal seine Stimme belegt und heiser. Denn seine Lunge war schwach und seine Kehle für Erkältungen leicht empfänglich. Trotzdem war es ein Hochgenuß, den ehemaligen Lehrer der Beredsamkeit zu hören als Prediger der himmlischen Wahrheit. Ob er die Psalmen, seine alttestamentlichen Lieblinge, erklärte oder über eine Isaiasstelle sprach, ob er die sonnigen Kapitel des Johannesevangeliums auf dem Lehrstuhl behandelte oder die Tiefe eines Pauluswortes seinen Zuhörern ausschöpfte, immer flossen seine Ausführungen in einer schönen Form leicht und natürlich von seinen beredten Lippen. Mit Fleiß war er darauf bedacht, so die Worte zu wählen, daß er ohne große Mühe verstanden wurde. „Es ist mir lieber, daß die Gelehrten mich tadeln, als daß das Volk mich nicht versteht", sagte er offen und ehrlich in einer Predigt. Doch vermied er es, auf die Ebene der Ungebildeten hinabzusteigen. Wenn einer es verstand, die schlichten, einfachen Leute langsam zu immer größerer Höhe emporsteigen zu lassen, dann war es der bischöfliche Prediger von Hippo. Seine Worte entströmten seinem Herzen und fanden deshalb auch den Weg zum Herzen seiner Zuhörer. Wo das der Fall ist, findet der Redner Verständnis, selbst dann, wenn seine Ausführungen hie und da dunkel und schwer verständlich scheinen. Atemlos horchten die Besucher der Friedensbasilika, wenn Augustin während des Gottesdienstes auf seinem Lehrstuhle Platz nahm und anhub, über das Geheimnis der Trinität, der Menschwerdung, des Todes oder der Auferstehung und Himmelfahrt des Heilandes zu reden. Ernst senkten sie ihr Antlitz, wenn er von der Vergänglichkeit alles Irdischen und den schweren Pflichten des Christenmenschen sprach.

Befreundete und benachbarte Bischöfe richteten häufig die Bitte an ihn, er möge von ihrem Lehrstuhl aus zu dem Volke sprechen. Was ihm vor der Bischofsweihe fast unmöglich war, das konnte er nachher gewähren, ohne Argwohn in Hippo zu erregen. Ja, die Katholiken der Stadt waren stolz, daß ganz Afrika sie um ihren Bischof beneidete und alle Welt ihn zu hören verlangte. Fraglos waren unter den Hunderten von Bischöfen, die im lateinischen Nordafrika residierten, manche, die den Anforderungen, die die Not der Zeit an die Hirten der Kirche stellte, wenig gewachsen waren. Es lag eine furchtbare Anklage, die sicher der Wahrheit voll und ganz gerecht wurde, in den Worten, die Augustin am Anfange seines Priestertums an seinen Bischof schrieb: „Vor allem bitte ich, du mögest, fromm und klug, wie du bist, bedenken, daß in diesem Leben, und zumal in der gegenwärtigen Zeit, den Menschen nichts leichter, erfreulicher und angenehmer erscheint als das Amt eines Bischofs, Priesters und Diakons, wenn man sich die Verantwortung leicht macht und sich den Menschen gefügig zeigt. Tut man aber seine Pflicht, so wie unser König es verlangt, so gibt es in diesem Leben und zumal in der gegenwärtigen Zeit, kein arbeitsreicheres, mühseligeres und gefahrvolleres Amt als das eines Bischofs, Priesters und Diakons." Wenn ein Bischof Augustins Hilfe in Anspruch nahm und seine eigene Diözese und sein Gesundheitszustand ihm die Reise gestatteten, dann sah er in der Bitte seines Mitbruders den Willen des ewigen Hohenpriesters. Er folgte mit Freuden, wenn auch die Jahreszeit zum Reisen wenig geeignet und der Weg weit und beschwerlich war. Mit Vorliebe weilte er in der Bischofsstadt seines Freundes Aurelius. Denn Karthago war der Angelpunkt des religiösen Lebens und Kämpfens der afrikanischen Kirche. Für Augustin war die Stadt auch der Ort, an dem er durch das gewaltige Wort seiner Predigt an seiner Kirche wiedergutmachen konnte, was er einst in seiner Sturm- und Drangperiode in derselben Stadt ihr Uebles angetan hatte. Durch seine Ueberredungskunst war damals manches Schäflein der Herde des göttlichen Hirten fern geblieben, und manches Giftkorn war von seiner leichtsinnigen Hand in die Herzen seiner Freunde und Bekannten gestreut worden. Die Erinnerung daran lastete namentlich in Karthagos Mauern schwer auf ihm. Aber er wußte, Gott hatte ihm verziehen, und in tiefempfundener Dankbarkeit streute er nun aus der Fülle seines Wissens und Glaubens mit vollen Händen den Samen der christlichen Lehre aus.

Früher Morgen

Ist es dieselbe Sonne,
die gestern sich im Nebel bettete so trüb
und zag,
und heut in ihrem hellsten Strahlenglanze geht?

Ist es dasselbe Gras,
das gestern welk am Wege lag,
und heute tausendblitzt wie tausend Lanzen steht?

Ist es dieselbe Lerche,
die gestern scheu zur Furche niederflog,
und heute jubelnd steigt, im Sonnenlicht zu baden?

Und ist's derselbe Mensch,
der gestern schwer des Weges zog,
mit Müh und Not und Schuld beladen?

Horch! Lieder tönen von dem Berge nieder,
ein Glockenton schwingt durch das Tal,
und junge Winde künden überall
des neuen Tages frische Wunderkraft.
Erwach! Und sieh, am fernsten Himmelsrand —
— als wohnten drin das Auge Gottes rätselhaft,
ein Wölklein schaut still über das verjüngte Land.

Stefan Musius.

Lebensdauer der Wünsche

Was haben die Menschen nicht alles für Wünsche! Das Leben mancher ist nur ein ununterbrochenes Taumeln von Wunsch zu Wunsch. Wie es jedoch mit der Lebensdauer dieser Wünsche bestellt ist, das weiß ein alter Weisheitsspruch eines unbekannten mittelalterlichen Meisters vortrefflich zu illustrieren. Da heißt es: „Wünsch dir ein gutes Mahl, einen guten Trunk — eine Stunde lang kannst du vielleicht glücklich sein. Wünsch dir einen Hochzeitsschmaus — und du hast wohl einen guten Tag. Pferd' und Wagen sind schön und bequem — eine Woche lang magst du dich wohl an ihnen freuen. Noch besser, kaufst du ein Gut — ein halbes Jahr lang magst du dessen dich vergnügen. Ein Weib, auch das ist gut — ein Jahr lang gebe ich dir frohe Zeit. Suchst du ein Glück für Lebenszeit — so mußt du lernen zufrieden sein. Suchst du aber ein Glück für alle Ewigkeit — so weiß ich keinen andern Rat, denn: fürchte Gott!

Der Sturm im Walde

Von Joseph Stollreiter.

Im Zeitraum eines Atemzuges war die glühende Hitze, die den Tag über geherrscht, aus dem Lande gepeitscht, und fauchend fuhr der Sturm in die Baumkronen, stürzte sich auf die schmalen Waldwege und fegte durch all ihre Windungen, daß Sand, abgerissene Zweige und loses Blattwerk stoben. Er pfiff und johlte, heulte und schrillte und warf zuweilen sogar Eiskristalle herab.

Hingerissen lauschte Franz Holterhoff dieser tobenden Leidenschaft, diesem trotzigen Triumph der Natur. Er fühlte mit der jagenden Windsbraut, ließ sich wonnig alle Poren durchrütteln und zog nicht einmal den Lodenmantel an, den er, auf Regen vorbereitet, zusammengerollt über die Schulter geworfen.

Als er aber den Buchensteig erreichte, der sich in abenteuerlichen Schleifen zur Höhe emporwand und zuweilen sogar steil und verwegen anstürmte, kam von der anderen Seite eine junge Dame. Er sah sofort, daß sie unter der dünnen Bluse vor Frost zitterte und bebte. Ihre bloßen Arme waren blau gefroren.

Einer raschen Eingebung gehorchend, grüßte er und blieb stehen.

„Verzeihen Sie, verehrtes Fräulein!" sagte er bescheiden. „Darf ich Ihnen, damit Sie sich nicht eine Erkältung holen, meinen Mantel zur Verfügung stellen? Sie sehen — ich brauche ihn nicht!"

Die junge Dame verharrte. Ihre Haut grieselte vor Frost, doch über ihr hübsches, junges Gesicht flutete eine dunkle Röte.

„Ich weiß nicht, mein Herr," zögerte sie. „Ihr Anerbieten ist so — liebenswürdig, daß —"

„O, wenn Sie mir mißtrauen", erwiderte Holterhoff, „dann nehmen Sie den Mantel nur einfach mit! Ich kann Ihre Vorsicht vollkommen verstehen. Ich gehe dann einfach einen anderen Weg. Sie können ja den Mantel morgen auf dem Fundbüro der Polizei abgeben und ich hole ihn mir dort wieder! Einverstanden?"

Sie errötete abermals.

„Das wäre ja beinahe eine Komödie! — Nein, wenn ich den Mantel nehme, muß ich Sie schon bitten, mitzukommen!"

„So — als Zugabe!" rief er launig.

„Ja!" lachte sie befreit.

Er breitete den Mantel aus und legte ihn ihr über die Schultern.

„So — nun müssen Sie ihn aber noch zuknöpfen!" mahnte er. „Und nun noch ein wenig Tempo und Sie werden bald nicht mehr frieren."

Eine Weile schritten sie frisch und fest dahin.

„Hören Sie nur, wie das rauscht und saust und braust, als ginge die „Wilde Jagd" über uns hin!" sagte er, und in seine Augen stieg eine ferne, goldene Glut.

Sie sah ihn, mitten im Steigen einen Atemzug lang verweilend, an.

„Im Sturme," g sie dann zurück, „hat der Wald für mich etwas Grauenhaftes und Furchterregendes!" Und sie schritt rascher aus. Lange Zeit schwiegen sie, horchten in das Tosen in den Kronen und Wipfeln und lauschten wohl auch eines auf des anderen Tritt.

Plötzlich blieb sie wieder stehen und sah ihn an.

„Wissen Sie, daß mich jetzt eine schöne, prächtige Wärme durchflutet? — Wenn Sie nur nicht frieren!"

„Wie könnte ich frieren, wenn Ihnen warm ist! Das wäre ja gegen alle Regel!" scherzte er. —

Abermals schritt sie rascher aus.

Der Sturm nahm jetzt sprunghaft zu, er tobte und krachte in den Bäumen, daß die Wipfel sich bogen und schüttelten. Plötzlich schoß ein Wirbel heran und verfing sich in dem schmalen Waldsteig. Es knackte und dröhnte, heulte und sauste, splitterte und würgte mit unbarmherziger Wucht und Gewalt.

Die junge Dame duckte sich vor Furcht zusammen, und hätte Holterhoff sie nicht im letzten Augenblicke zurückgerissen, wäre ihr ein mächtiger, niederbrechender Baumast auf den Kopf gestürzt. So ritzten ihr nur ein paar Zweige die Wangen blutig. Fassungslos lag sie im ersten Schreck in den schützenden Armen des Mannes.

„Der hätte mich erschlagen können!" stammelte sie mit bebenden Lippen.

„Es ist ja glücklich abgelaufen," tröstete er.

„Ja, Sie haben rechtzeitig zugegriffen!" erglühte sie, und ein Schauder rann ihr den Rücken hinunter.

Er wehrte bescheiden ab.

„Ihre Wangen haben ein paar Schrammen abbekommen, — aber ich bin überzeugt, daß sie morgen wieder heil sind!"

Da löste sie sich mit einem Ruck aus seinen Armen. Hurtig nahm sie Spiegel und Taschentuch aus dem Handtäschchen. Ein Schrei entfuhr ihr. In nervöser Hast reinigte sie die „Wunden" mit Kölnischem Wasser, rieb mit irgend einer Hautsalbe nach und vergaß auch nicht, endlich ein Puderpräparat aufzulegen.

Holterhoff wandte sich ab und horchte auf die brausenden Stimmen des Waldes. Er glaubte die flammenwerfenden Augen der Windsbraut, ihre flatternden wilden Locken zu sehen und die eiskalte Glut ihres Atems zu spüren. Die gewaltige und unbekümmerte Wucht der Natur erfüllte seine Brust, er hätte die Arme ausstrecken und mitjagen mögen durch Wipfel und Kronen, durch Strauch und Dorn.

Ein fremder Laut schreckte ihn auf. Die Dame hatte, zufrieden mit dem augenblicklichen Erfolg ihrer Schönheitspflege, das Schloß des Handtäschchens einschnappen lassen.

„Wenn nur nichts Unreines und Giftiges in die Wunden gekommen ist!" jammerte sie.

„Sie können ganz beruhigt sein: Der Wald ist nicht giftig!"

„Aber jetzt, wo ich diese bösen Schrammen habe, dürfen Sie mir nicht ins Gesicht sehen, das müssen Sie mir versprechen!"

„Sie können auch hierüber beruhigt sein! Ich verspreche es Ihnen auf das Ehrlichste!"

Er räumte den Ast aus dem Wege.

„Können wir weitergehen?"

„Aber, bitte, ja!" rief sie. „Eilen wir, damit ich zu Hause die Wunden ordentlich waschen kann. Ich bin nämlich, trotz allem, ein wenig ängstlich!"

Sie lief rasch voran und Holterhoff folgte schweigend. Er wäre am liebsten umgekehrt und hätte sie mitsamt dem Mantel laufen lassen. Leider steckte aber ein Merkbuch mit Namen und voller Adresse in der Brusttasche. Das durfte sie nicht haben. — Puderdose und Schminkstift angesichts des gewaltigen, berauschenden Aufruhrs der Natur — eigentlich hätte er ja darüber lachen sollen, aber es gelang ihm nicht, ein Gefühl der Erbitterung erfüllte ihn.

Als sie endlich die Grenze der Stadt und damit die Straßenbahn erreicht hatten, blieb Holterhoff, während die Dame noch einen Sitzplatz errang, auf der Plattform stehen. Sie betrachtete ihn verstohlen und wunderte sich nur, daß seine Augen nicht nach ihr suchten, aber da fiel ihr ein, daß sie ihn gebeten, ihr nicht ins Gesicht zu sehen, um der Schrammen willen, und sie freute sich, wie er so untadelig gehorchte, selbst wo sie ihn nicht kontrollieren konnte.

Er begleitete sie auch noch bis vor ihre Haustür. Sie reichte ihm unter fließenden Dankesworten und verheißendem Augenaufschlag den Mantel zurück und war namenlos erstaunt, daß er sich mit höflicher Verbeugung empfahl, ohne nach einer Wiedersehensmöglichkeit, wie sie es bestimmt erwartet hatte, zu haschen. Wenn er nur ein klein wenig findig ist, dachte sie, wird er mich so ausfindig machen. Aber nichts dergleichen geschah. Zuweilen trafen sie sich wohl auf der Straße, doch ging er stets höflich grüßend vorüber. Da hielt sie ihn, nach reiflicher Ueberlegung, für schüchtern und kam ihm, soweit es die Grenzen der modernen Lebensauffassung gestatteten, entgegen. Er blieb aber auch dann zurückhaltend — und sie hat trotz vielen Nachdenkens nie zu ersinnen vermocht, weshalb sein anfänglich unverkennbares Interesse auf jener Wanderung durch den sturmgeschüttelten Wald so rasch und unwiederbringlich verflog.

Sander bekommt einen Schreck

Von Kurt Miethke.

Sander, der berühmte Schauspieler, kam von einer Gastspielreise zurück. Vom Bahnhof aus eilte er in einem Auto so schnell wie es ging nach Hause. Oh, wie er sich auf Charlott, seine Frau, freute!

Und wie würde sie sich über ihn freuen! Wie mochte sie sich ohne ihn gelangweilt haben! Zwar hatte auch sie ihre künstlerische Arbeit, aber er wußte, daß sie ihn liebte, daß nur seine Gegenwart sie glücklich machen konnte.

Er wollte sie überraschen.

Schlich, ohne Licht anzumachen, die Treppe hinauf, öffnete vorsichtig wie ein Dieb die Korridortüre, betrat auf leisen Sohlen seine Wohnung. Vorsichtig setzte er den kleinen Lederkoffer nieder, nahm seinen Hut ab und tastete nach dem Garderobenständer, um ihn anzuhängen.

Plötzlich jedoch hielt er erschrocken inne. Er hatte Charlotts Stimme gehört. Sie war also nicht allein?

Aber die Wohnung war doch ganz dunkel, wie er von der Straße aus gesehen hatte!

Verblüfft hängte er endlich den Hut an den Haken und schlich nach der Wohnzimmertür, von wo ihm die Stimme zu kommen schien.

Eisig lief es ihm über den Rücken, als er nun klar und deutlich eine Männerstimme hörte, die sagte: „Du mein Einziges!"

Er glaubte zu zerspringen.

„Ich liebe dich!" sagte die Männerstimme und plötzlich wußte Sander auch, zu wem sie gehörte. Kormel war es, sein Freund.

„Närrchen," erwiderte Charlott, „das sagt man doch nicht! Wie darf man der Geliebten gestehen, daß man sie liebt! Wie undiplomatisch!"

Da hielt es Sander nicht mehr aus. Er riß die Tür des Zimmers auf, knipste mit zitternder Hand das Licht an und blieb verblüfft stehen.

Das Zimmer war leer. Vollkommen leer. Kein Mensch war darin, und niemand konnte entflohen sein, denn die Fenster waren fest verschlossen.

Schließlich entdeckte sein suchender Blick einen kastenförmigen Gegenstand, der auf einem Tischchen stand. Er eilte darauf zu und sah ihn sich genau an. Da brach er in ein brüllendes Gelächter aus. Hüpfte fröhlich umher, wischte sich die Tränen, dicke Lachtränen, aus den Augen.

Denn aus dem Kasten, einem Lautsprecher, ertönten die Worte: „Meine Damen und Herren, Charlott Sander und Walter Kormel haben ihre Leseprobe „Ein Liebesdialog" von dem jungen Dichter Meitzner soeben beendet. Wir kommen in drei Minuten wieder mit einem Vortrag des Diplomlandwirtes Schadebrecht über „Der Misthaufen oder das Gold des Landmannes ..."

Sander hat seiner Frau nie erzählt, welchen Schreck sie ihm bereitet hat.

Er hat ihr lediglich einen kleinen Vorwurf darüber gemacht, daß sie das Haus verlassen hatte — ohne die Antenne zu erden ...

Eine Nacht in der Wolfshöhle

Von Harry v. Hafferberg.

Die Abendsonne senkte sich dunkelrot hinter dem Baikalgebirge, als wir im kleinen Boot langsam den Lena-Strom hinabglitten. Ringsherum, wohin das Auge blickte, unendlicher sibirischer Urwald, Sumpf und Morast. Mein Führer, ein ehemaliger Sträfling, saß am Steuer und blies aus seiner kleinen Pfeife Tabakswolken in die Luft. Ruhig und still war es, nur hin und wieder unterbrach aus der Ferne ein langgezogenes, unheimliches Heulen die Einsamkeit. Ich horchte auf, und auch der alte Sibirier wurde aufmerksam. Wir blickten beide in die Richtung, woher das Heulen kam, aber nichts war zu sehen. Die einbrechende Dunkelheit hatte den Wald in einen undurchsichtigen Schleier gehüllt.

„Ein Rudel Wölfe", sagte der Alte. „In der Taiga, dort wo die Sonne unterging, ist ihre Heimat und Brutstätte. Zehn Jahre habe ich in der Kammennaja Tunguska gearbeitet, Hunger und Frost gelitten, bekam auch nicht selten die Peitsche zu spüren, aber die grauen Haare holte ich mir in einer Wolfshöhle, wo ich eine Nacht zubringen mußte. Es war das schrecklichste Abenteuer meines Lebens. Wir haben noch über eine Stunde Zeit bis Jakutsk, und ich will es Ihnen erzählen."

„Für ein Wolfsfell wurden damals von den Händlern zwei Rubel gezahlt," begann der alte Sträfling, während das Boot von der Strömung langsam vorwärts getrieben wurde, „und da ich ein guter Jäger war, wollte ich mir auf diese Art etwas Geld verdienen. Mit einer Büchse und einem großen Messer bewaffnet, suchte ich nach einer Wolfsspur, bis ich das schleichende Gesindel endlich hinter dichtem Waldgestrüpp entdeckte. Es waren acht Wölfe, und ich schoß sofort auf den größten von ihnen, verwundete ihn jedoch nur. Seinen Blutspuren folgend, fand ich bald eine Höhle, wohin er geflüchtet war. Sie schien von außen groß genug, um hineinkriechen zu können. Ich hatte zwar wenig Lust, in dieses gefährliche Räubernest hinunterzusteigen, wo mich vielleicht ein Dutzend Bestien erwarteten. Da die Wölfe jedoch ihre toten Freunde auffressen, mußte ich entschlossen handeln, wollte ich den Verdienst mir nicht aus den Händen gehen lassen.

Den Kopf vornübergeneigt, kroch ich auf Händen und Füßen vorsichtig hinein. Die Büchse ließ ich draußen, da ich mit ihr in der Höhle nichts anfangen konnte, und nahm lediglich das Messer zwischen die Zähne. Wohl an drei Meter tastete ich mich mühsam zwischen schmutziger Erde und Gestein durch, als ich bemerkte, daß die Höhle, sich stark verengend, ganz steil nach unten führte. Um mich herum war es so dunkel, daß ich nichts sehen konnte. Plötzlich hörte ich ein wütendes Knurren vor meinem Kopf. Der von mir angeschossene Wolf sprang auf mich zu und seine Krallen trafen mit großer Gewalt mein Kinn. Gleichzeitig bohrten sich die scharfen Zähne des Wolfes in meine Pelzmütze und drangen bis auf meinen Schädel durch. Verzweifelt schlug ich auf gut Glück mit dem Messer um mich und traf dabei meinen Angreifer so schwer, daß er zur Seite taumelte und röchelnd liegen blieb.

Aber auch ich war schwer verwundet; ein stechender Schmerz im Kopfe raubte mir die Sinne, Blut floß über mein Gesicht und verklebte mir die Augen, Nase und Mund. Doch jetzt war keine Zeit, sich damit abzugeben. Mit aller Kraft versuchte ich weiter vorzudringen, doch vergebens. Ich war im engen Durchgang fest eingeklemmt und konnte mich nicht rühren. Kalter Schweiß floß mir von der Stirn. Und abermals griff mich der Wolf an. Mit rasender Wut biß er sich in meine linke Schulter fest. Aber im selben Augenblick traf ihn mein Messer in die Kehle, und lautlos brach er zusammen.

Gänzlich erschöpft lag ich eine Weile ruhig und überlegte angestrengt, wie ich aus dieser fürchterlichen Lage herauskommen könnte. Das Denken wurde mir schwer, unbezwingbare Müdigkeit überkam mich, das Messer entfiel meiner Hand, und ich verlor die Besinnung. Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Durch ein drohendes Knurren von draußen erwachte ich.

Es wurde mir sofort klar, daß ich hinter mir im Gang Wölfe hatte. Es gab nur einen Weg, nur eine Rettung — immer weiter in die Höhle hinein. Ich raffte also meine letzten Kräfte zusammen und zwängte mich weiter. Ueberall stieß ich an spitze Steine. Es kam mir vor, als hätten sich die Wölfe an meine Stiefel festgebissen und nagten an meinen Füßen — ich konnte meine Beine nicht rühren, sie waren wie in eiserne Fesseln geschmiedet. Dem Wahnsinn nahe, wagte ich noch einen überwenschlichen Ruck, einen letzten Stoß und, Gott sei gelobt — ich war in der Höhle drin. Schnell schob ich den toten Wolf vor das Loch und lehnte mich gegen ihn. Sonst schien die Höhle leer zu sein. Ich atmete auf, denn fürs erste war ich in Sicherheit, und begann meine Glieder zu untersuchen. Die Stiefel waren mir von den Füßen gerissen, und meine Füße bluteten. In einer Tasche fand ich noch einige Streichhölzer und sah nun, daß mein Gefängnis ein Raum von etwa vier Fuß Höhe und sieben bis acht Fuß im Quadrat war. Auf dem Boden war trockener Sand, und ringsherum lagen abgenagte Knochen. Ein Verwesungsgeruch machte sich stark bemerkbar und hinderte das Atmen.

Kaum hatte ich meine Wunden leidlich untersucht, als auch schon im engen Durchgang ein wüstes Rumoren einsetzte. Das Raubzeug versuchte mit aller Gewalt zu mir vorzudringen und machte sich über den toten Wolf her. Ich hörte ein lautes Nagen und Schmatzen. Dies hörte sich so widerwärtig an, daß ich unwillkürlich einen gellenden Schrei ausstieß. Die Wirkung war verblüffend: in wildem Durcheinander ergriff das Raubzeug die Flucht und fing draußen ein nervenlähmendes Geheul an. Doch dauerte das nicht lange, bald waren sie wieder da und setzten ihre unterbrochene Mahlzeit fort. Ich schrie abermals, und wiederum verließen sie die Höhle. Dieses Manöver führte ich sechsmal mit Erfolg durch, bis sie sich schließlich an meine Stimme gewöhnten und sich weiter nicht stören ließen. Meine Kunst war zu Ende, ich sann auf ein neues Mittel.

Ich holte meine Streichhölzer aus der Tasche und entzündete eins davon direkt vor dem Ausgang der Höhle. Das half! Die Wölfe suchten das Weite und blieben längere Zeit fort. Wenn sie wiederkamen, brannte ich ein Streichholz nach dem anderen ab. Aber die Nacht war noch lang und — wie alles Gute in der Welt — gingen auch die Streichhölzer zu Ende. Wieder hörte ich das Schmausen, Nagen und Zerren, und ich mußte mich auf einen neuen Kampf gefaßt machen, obwohl ich meine Glieder vor Schmerzen kaum bewegen konnte.

Entschlossen griff ich zum Messer und legte mich auf die Lauer. Nach wenigen Minuten konnte ich schon in der tiefen Dunkelheit die grünlich leuchtenden Augen der Räuber unterscheiden. Da zu gleicher Zeit nur ein Wolf in dem engen Durchgang Platz hatte, rauften und bissen sie sich gegenseitig um den Vorrang. Ein Tier war schließlich so nahe an mich herangekommen, daß ich ihm das Messer in den Hals stoßen konnte. Es stürzte, und die schlende Barrikade war ersetzt. Aber, hörte ich recht? Das Heulen der Wölfe klang immer weiter und weiter aus der Ferne zu mir herüber. Sollte die Nacht vorüber sein, war es draußen schon hell? Auf alle Fälle war ich endlich allein, und es war die höchste Zeit, denn das Fieber machte sich bereits bemerkbar; ich fror und zitterte am ganzen Körper.

Unter Aufbietung meiner letzten Kräfte holte ich die kläglichen Ueberreste des Wolfskadavers aus dem Ausgang und sah, daß es tatsächlich lichter Tag war. Nun begann ich mit dem Messer die steinigen Kanten zu ebnen, da ich bei meinem Zustand sonst nimmer aus dem engen Loch herausgekommen wäre. Natürlich war die Arbeit nicht leicht, ich rang mit der Verzweiflung und kam nicht vorwärts. Nur nicht hinlegen, nur nicht einschlafen, dann würde die zweite Nacht hereinbrechen und mein Tod wäre besiegelt. Ich rang nach Atem, ich schrie um Hilfe, aber wer sollte kommen, außer den Wölfen, hier in der Taiga? Immer von neuem versuchte ich mit dem Messer zu bohren, zu stoßen, zu hacken. Schließlich warf ich den Rest meines Bärentöters zur Seite. Die schlimmsten Steine waren entfernt. Ich versuchte mich durchzuquetschen und hatte Glück. Nach einigen Minuten stand ich taumelnd draußen und atmete die frische Luft ein. Gerettet!"

Der alte Sibirier hatte seine Erzählung beendet. Es war inzwischen dunkel geworden und kalt; ich hüllte mich fester in meinen Schafpelz. Das Heulen der Wölfe war nicht mehr zu hören. Aus der Ferne erklang Gesang, so eigenartig melancholisch, so fremd und doch so vertraut. Nach wenigen Minuten waren wir in Jakutsk.

Leere Felder

In ungeschaute Fernen träumt der Tag.
Die leeren Felder halten mit geschloss'nen Lidern
dem zarten Kuß der Sonne stand, und — ach,
sie können dessen Inbrunst nicht erwidern.
Sie trauern den geschied'nen Kindern nach,
und Abschied ist ein Sterben allen Müttern —
Die leeren Felder liegen bleich und brach
und seufzen leise unter den Gewittern.